

Gunda Trepp • Wer ist Jude?

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

© 2024 Hentrich & Hentrich Verlag Berlin Leipzig

Inh. Dr. Nora Pester

Capa-Haus

Jahnallee 61

04177 Leipzig

[info@hentrichhentrich.de](mailto:info@hentrichhentrich.de)

[www.hentrichhentrich.de](http://www.hentrichhentrich.de)

Lektorat: Philipp Hartmann

Gestaltung: Gudrun Hommers

Druck: Winterwork, Borsdorf

1. Auflage 2024

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

ISBN 978-3-95565-585-3

Gunda Trepp

# Wer ist Jude?

Eine Annäherung

HENTRICH  
& HENTRICH

# INHALT

VORWORT VON DR. WALTER ROTHSCHILD	7
EINLEITUNG	9
TEIL I VOR DEM 7. OKTOBER	
1. „Du Sehnsucht der Seele“. Ein neuer Gott. Ein neues Volk	26
2. „Wir tun und wir hören.“ Über Religiosität und Regeln	51
3. Klal Jisrael. Wer gehört zum Volk? Un-Juden, die Erste	73
4. Was sollen die Goyim denken? Der Blick von außen	101
5. Apropos Israel. Wenn es komplex wird – nachdenken. Am besten vor dem Sprechen	128
6. Die gefällte Welt. Im Schatten der Schoa	153
7. Darf eine Deutsche Jüdin werden? Warum das keine dumme Frage ist	186
TEIL II NACH DEM 7. OKTOBER	
1. Ermordet. Vergewaltigt. Hilflos. Alles im Kontext	218
2. Piercing neben Payes. Wie lange hält das Wir-Gefühl?	240
3. Zionismus? Kann das weg? Un-Juden, die Zweite	262
EPILOG: RAUS AUS DEM INNEREN ÄGYPTEN!	286
LITERATUR (AUSWAHL)	300

# VORWORT

*Rabbiner Dr. Walter Rothschild*

„**W**er ist Jude?“ ist mehr als nur ein Buch – es ist mehrere Bücher in einem. Gunda Trepp schreibt als Frau, als Deutsche, als Nicht-jüdin, die Jüdin wurde, und nicht zuletzt als Ehefrau und später Witwe eines bedeutenden deutschen Rabbiners, der sich entschied, im Exil zu bleiben und dennoch den Dialog mit Nachkriegsdeutschen aufzunehmen. Als jemand, die das Judentum gewählt hat, blickt sie mit kritischen Augen sowohl auf die Juden, die ebenfalls konvertiert sind und „Superjuden“ werden wollen, als auch auf diejenigen Juden, die ihr eigenes religiöses Erbe geringschätzen oder es gleich ganz aufgeben. Gunda kennt das jüdische Gemeindeleben in Deutschland, den Vereinigten Staaten, Südafrika und Israel. Sie vergleicht, ordnet ein und benennt große und kleine Unterschiede. Die Ereignisse am 7. Oktober und die darauffolgenden Vorfälle und Reaktionen wie auch Nicht-Reaktionen nehmen einen wichtigen Platz ein. Das Schweigen und die wortreichen Ausflüchte, die zu einer Zäsur im Verhältnis zwischen Juden und anderen Gruppen geführt haben, finden ihre besondere Aufmerksamkeit – und ihren Zorn als jemand, deren Schicksal nun mit dem des jüdischen Volkes weltweit verbunden ist. Gunda schreibt aus einer sehr persönlichen Perspektive und aus verschiedenen Blickwinkeln zugleich, was diesem Text seine besondere Stärke und Dichte verleiht.

# EINLEITUNG. WORUM ES GEHT – UND WORUM NICHT

**W**er ist Jude? Was ist ein Jude? Wer bestimmt das? Wenn wir die Zeitungen lesen, uns in sozialen Medien bewegen und gesellschaftliche Diskussionen verfolgen, bekommen wir den Eindruck, das Leben der Juden drehe sich um Antisemitismus, um die israelische Politik und um die Schoa. Das ist die Außensicht, die von jeher einen immensen Einfluss auf die innerjüdische Welt hatte. Und die Jüdinnen und Juden? Seit Jahrhunderten hat es ungezählte Wege gegeben, das Jüdischsein zu leben. Als wir während einer Reise unserer Synagoge nach Israel eine äthiopische Jüdin besuchten und sie mit uns nach der jahrhundertealten Musik dieser Gemeinschaft tanzte, konnten wir schwer fassen, dass dies auch ein Teil unserer Kultur ist, dass wir alle ein Volk sind. Und wenn man dem Gespräch eines orthodoxen Juden mit einer säkularen Jüdin über Religion zuhört, fragt man sich ebenfalls, was diese Menschen eigentlich gemein haben. Um das verbindende Element soll es in diesem Buch gehen. Denn genauso wichtig wie die Frage, was uns eigentlich zu Juden macht, ist es, die unterschiedlichen Antworten darauf als etwas Stärkendes für die Gemeinschaft zu sehen und nicht als spaltende Störfaktoren. Die Menschen sind innerhalb ihres jüdischen Seins schon immer auf verschiedenen Straßen gewandert, wie es Franz Rosenzweig formulierte. So ist das Judentum gewachsen. Doch war es für seinen Erhalt immer wichtig, dass die einzelnen Menschen sich ihrer Zugehörigkeit zum jüdischen Volk bewusst, dass sie in Ruf- und Hörweite voneinander blieben. Dass sie sich als loyale Oppositionen zueinander verstanden, so nennt es Leo Trepp. Ein Freund drückte es lapidar einmal so aus: „Manche von denen sind solche Idioten. Aber – es sind meine Idioten.“ Das klingt nach Familie, in der man die Geschwister bis an die Grenze kritisiert, aber die Stacheln ausfährt,

wenn andere schlecht über Bruder oder Schwester sprechen. So sehen sich Jüdinnen und Juden seit Beginn. Als Am Jisrael oder Klal Jisrael – als Familie, als Volk, als Kinder Israels. Was aber hält uns zusammen? Die Auseinandersetzung damit wird für die Gemeinschaft immer notwendiger. Mittlerweile existenziell notwendig.

Denn der Zusammenhalt in der unüberschaubaren Vielfalt wird zunehmend in Frage gestellt. Hinzu kommt, dass Einzelne oder Gruppen in internen Auseinandersetzungen die jüdische Identität anderer Jüdinnen und Juden hinterfragen. Entweder indem sie ihnen das Einstehen für die „wahren jüdischen Werte“ absprechen. Oder indem sie Mitglieder der Gemeinschaft offen und direkt als „nichtjüdisch“ bezeichnen, ihnen also das Jüdischsein entziehen. Es ist ein Prozess des „Un-Jewing“, wie ihn Simon Schama nennt. In einer Gesellschaft der Dauerkommunikation und von Social Media verbindet sich damit in vielen Fällen eine wichtige Frage: Wer darf für die Juden sprechen? An diesem Punkt ist der gesellschaftliche Druck der Mehrheit besonders stark zu spüren. Denn aus deren Sicht verfügen längst nicht alle Juden über die „richtigen“ Stimmen. Um sich an Diskussionen beteiligen zu dürfen und beispielsweise als Autorin, Philosophin oder Menschenrechtlerin mit dem Koschersiegel „jüdischer Hintergrund“ bedacht zu werden, müssen oft bestimmte Voraussetzungen erfüllt werden, auf die wir näher eingehen werden. Nicht zufällig stimmen die veröffentlichten oder von der Mehrheit akzeptierten „jüdischen“ Einschätzungen im Ergebnis häufig mit der Meinung des jeweiligen Presseorgans oder der Organisation überein, die sie veröffentlichen. Ob sie auch die Haltung der jüdischen Mehrheit spiegeln – wen kümmert es? Wie wir sehen werden, geht es in wenigen Fällen um die Interessen der Jüdinnen und Juden. Es geht darum, gesellschaftlich gebilligten Meinungen zu jüdischen Fragen Legitimität und mehr Gewicht zu verleihen.

Besonders konnte man das in den letzten Jahren in einigen Diskussionen zu Fragen beobachten, die für die Mehrheit der jüdischen Gemeinschaft wesentlich sind. Dazu gehören vor allem die Themen Israel und Zionismus. Das Land, eine wichtige Komponente im Konstrukt des Jüdischen, entzweit die Gemeinschaft heute stärker als je zuvor. Von Beginn an hat es unterschiedliche jüdische Stimmen zum Zionismus gegeben.

Doch in den heutigen Diskussionen um die Politik der israelischen Regierung, die oft zu nichts anderem werden als zu Auseinandersetzungen um die Legitimität der zionistischen Idee und des jüdischen Staates, scheinen die Differenzen zwischen den Lagern manchmal unüberbrückbar. Sind sie es wirklich? Ist es berechtigt, jüdische Brüder und Schwestern zu Un-Juden zu deklarieren, wie es ein amerikanisches Magazin vor einiger Zeit getan hat? Weil sie keine Zionisten sind? Oder wollen diejenigen Kritiker, deren Lösungen für den Konflikt den jüdischen Staat verschwinden ließen, in Wirklichkeit ohnehin gar keine jüdischen Geschwister mehr sein, der Familie der Juden nicht mehr angehören? Haben sie sich durch Argumentation und Handeln also losgesagt von dem Bund, der ihre Vorfahren über Jahrtausende zusammengehalten hat?

Die Ultrareligiösen unter den Orthodoxen, oder besser: die radikalen und manchmal gewalttätigen Juden, die sich als orthodox bezeichnen, laufen mittlerweile Sturm gegen Juden, die nicht genau ihren Vorstellungen von dem entsprechen, was sie für das koschere – das echte Judentum halten. Liberale Juden gehören aus ihrer Sicht dem Volk nicht wirklich an. Das ist eine Haltung, die der jüdischen Gemeinschaft weltweit auf Dauer Schaden zufügen wird. Damit wird die Frage nach der Einhaltung der Mitzwot und dem – richtigen – Glauben an Gott relevant. Müssen Juden alle Gesetze einhalten, müssen sie an die Schöpfungsgeschichte der hebräischen Bibel glauben, wenn ihnen zum Beispiel Rechte im jüdischen Staat zugestanden werden sollen? Können auch sie sonst zu Un-Juden werden? Wenn Jungen, die gerade mal Bar Mitzwa geworden sind, gestandene Frauen verprügeln wollen, nur weil diese Rechte für sich in Anspruch nehmen, die jedem jüdischen Mann zugestanden werden, scheint das Band zerschnitten. Hier laufen Menschen nicht mehr auf verschiedenen Straßen in demselben Gefilde, hier liegen die Straßen in vollkommen unterschiedlichen Territorien. Werden beide Seiten jemals in der Lage sein, das jüdische Anderssein des Gegenübers zu akzeptieren? Das Problem verschärft sich noch dadurch, dass diese fundamentalistische Minderheit unter den Juden in der Öffentlichkeit oft mit den Orthodoxen gleichgesetzt wird. Dabei müssen alle Jüdinnen und Juden aus Gründen, die wir ansprechen werden, Interesse daran haben, dass liberale und



orthodoxe Gemeinschaften künftig enger zusammenrücken. Denn es gibt Konflikte, die idealerweise in Kooperation zwischen ihnen angegangen werden sollten, um sie, wenn nicht zu lösen, dann zumindest zu entschärfen.

Zum einen betreffen sie das ungelöste Problem der unterschiedlichen Akzeptanz von Übertritten. Viele Juden, die von der einen Gemeinde als vollständige Juden akzeptiert werden, haben in anderen Synagogen und Gemeinschaften keine Chance, gemäß ihrer gefühlten – und aus Sicht der Autorin in den meisten Fällen anzuerkennenden – Identität zu leben und zu beten. Zudem fordern längst auch Mitglieder der liberalen jüdischen Gemeinschaft, die Zahl der Konvertiten in den Gemeinden zu begrenzen oder zumindest die Zahl der Rabbiner, die das Judentum gewählt haben, einzuschränken. Gerade in Deutschland muss man auch diese Seite sehen. Doch ist es zielführend, die Konvertiten als „Kinder von Nazis“ zu bezeichnen, die nun den „Juden vorschreiben“ wollten, wie diese zu leben hätten? Genaugenommen könnte ich dann dieses Manuskript beiseitelegen. Ich bin Konvertitin und beschäftige mich mit jüdischen Problemen. Und ich werde in Anspruch nehmen, zu ihnen eine eigene Meinung zu haben. Und der Gedanke, dass es jemand als anmaßende „Reflexion einer Tochter von Nazis“ sehen könnte, macht mich wütend. Dennoch hat mich die Angst, in dieser Schublade zu landen, nicht ernst genommen zu werden, zunächst monatelang daran gehindert, überhaupt etwas zu schreiben. Zum ersten Mal in meinem Leben hatte ich eine Schreibblockade. Das heißt, in Wirklichkeit war es eine Angst, etwas falsch zu machen, etwas Unangebrachtes zu schreiben. Sie nahm zu, als nach 2022 eine extrem kritische, in manchen Kreisen feindselige Diskussion über Konvertiten in der Bundesrepublik begann. Diese Furcht hatte ich in den Staaten nie. Dort bin ich sozialisiert. Und dort bin ich Jüdin. Ohne Nachsatz. Eine engagierte Jüdin, die im Gemeindevorstand sitzt, zehn Jahre lang die Erwachsenenbildung in der Synagoge mitverantwortet hat. Eine Jüdin, die versucht, alle Menschen einzubeziehen und bei Entscheidungen das Interesse der jüdischen Gemeinschaft an die erste Stelle zu setzen. Rabbiner fragen mich um Rat. Ich fühle mich vollkommen gleichberechtigt. Doch dieses Buch würde auf Deutsch erscheinen.

Also sicherte ich mich ab. Und las. Und las. Und las. Meine Bücher stapelten sich auf dem Schreibtisch, neben dem Schreibtisch, und überall auf dem Fußboden. Wenn ich in den letzten zwei Jahren gereist bin, dann immer mit einem Extrakoffer für Literatur. Irgendwann, meine Verlegerin war zu Recht schon sauer, dachte ich: „Entweder, oder.“ Entweder schreibe ich das Buch als Jüdin, die ein Recht darauf hat, und vergesse für diesen Augenblick die Tatsache, dass ich auf der Seite der Täter geboren wurde – oder aber ich lasse es ganz sein. Doch natürlich müssen wir auf dieses Problem schauen. Und es ist ein Problem. Oder sagen wir so: Es gibt Probleme in Deutschland, die es anderswo nicht gibt. Und die Haltung der Kritiker ist durchaus berechtigt. Schauen wir genauer hin, dann sehen wir, dass es nicht so klar und einfach ist, wie es manche Befürworter eines simpleren Konversionsprozesses – zu denen auch die Autorin gehört – zu denken scheinen. Das mag in anderen Ländern seine Berechtigung haben. In der Bundesrepublik wird die Diskussion durch die Geschichte erschwert. Sie kann nicht weggedacht werden, wenn jemand in Deutschland jüdisch werden möchte. Aus meiner Sicht müssen wir den gesamten Prozess und damit den Zugang zum Judentum und zum jüdischen Volk neu denken. Wir werden diese Themen erörtern. Sollte ich durch einige meiner Äußerungen zu diesen umstrittenen Themen Menschen vor den Kopf stoßen – lassen Sie uns reden.

Ein ebenso drängendes Problem, das im Interesse einer lebendigen jüdischen Zukunft einer Diskussion und möglichst einer Einigung zwischen Orthodoxen und Liberalen bedarf, ist die Frage des halachischen Status der sogenannten Vaterjuden. Hier hat es vor nicht allzu langer Zeit einen offenen Streit gegeben um den Autor Max Czollek, dessen Großvater Jude und Verfolgter während der Schoa war, und dessen Enkel sich als jüdisch identifizierte, ohne übergetreten zu sein oder seinen Status rabbinisch bestätigen zu lassen. Max Czollek hat das Ganze selbst öffentlich gemacht, weswegen wir in diesem Buch mit Namensnennung über den Fall sprechen werden. Ich kenne ihn, habe ihn gern und respektiere seine Gefühle und seine Entscheidung, auch wenn ich in diesem Fall nicht mit ihm übereinstimme. Wir werden uns mit den Schwierigkeiten der Vaterjuden und „Großvaterjuden“ näher beschäftigen. Dass sich aber in

diesem Fall vor allem nichtjüdische Bürgerinnen – neben einigen wenigen Jüdinnen und Juden – per offenem Brief und Unterschriftenliste anmaßen, halachische, also zutiefst innerjüdische Fragen zu bewerten oder gar zu entscheiden, muss zu Gegenfragen führen. Die wichtigste: „Haben Sie keinen Anstand? Keine Kinderstube?“ Hat niemand diese Menschen gelehrt, dass es Grenzen gibt? Und eine andere Frage: Mit welcher anderen Minderheit würden die unterschreibenden Intellektuellen sich das trauen? Kann sich jemand Unterschriftenlisten vorstellen, auf denen Nichtmuslime per Federstrich festlegen, dass es von nun an unislamisch für erwachsene Frauen sei, Kopftücher zu tragen? Warum also glaubt man, Grenzen jeden Respekts durchbrechen zu können, sobald es um Juden geht?

Man kann die Frage, wie wir die Schoa als jüdische Gemeinschaft und wie als Nichtjuden in Deutschland erinnern sollen, an vielen Punkten erörtern, die wir ohnehin ansprechen werden. Doch ich sehe die Vernichtung des größten Teils des europäischen Judentums als eine zu wichtige Zäsur mit immensen Folgen an, um sie nicht zu diskutieren. Die Juden werden die Schoa nie vergessen – nicht nur, weil die Verfolgung und Ermordung ihrer Vorfahren viele Familien auf die eine oder andere Weise betroffen haben. Sondern weil die Juden ein Volk der Erinnerung sind. Weil sie das tun, weil sie erinnern, weil die jüdischen Gemeinschaften weltweit immer ihre gemeinsame Erinnerung bewahrt haben, gibt es das jüdische Volk überhaupt noch. Als eine Gemeinschaft, in der die meisten sich trotz einer kaum zu überblickenden Diversität als Teil einer Familie ansehen, in der die eine Generation Wissen an die nächste weitergibt. Kann die Schoa also auf sinnvolle Weise zu einem wichtigen Element der Identitätsstiftung werden? Was passiert, wenn einige die Erinnerung an sie für wichtiger erachten als zum Beispiel das aktive Engagement in einer jüdischen Gemeinschaft, wie es bei drei Viertel der US-amerikanischen Juden der Fall ist? Wohin wird das führen? Längst haben Rabbiner sich dazu Gedanken gemacht.

Da ich sowohl in den Vereinigten Staaten als auch in Deutschland Mitglied einer Gemeinde bin und in allen Kapiteln über die Verhältnisse in dem einen oder dem anderen Land nachdenke, gibt es kein gesondertes

Kapitel zu den USA. Viele der Flüchtlinge vor Hitler sind in die Staaten gegangen und haben so überlebt. Darum werden wir im Epilog in einem anderen Zusammenhang die Situation ansprechen, auf die sie dort stießen, und uns näher mit den Vaterjuden beschäftigen, deren Situation in den USA, Europa und Israel unterschiedlich gesehen wird.

Die nichtjüdische Gemeinschaft vor allem in Deutschland und Europa muss ihren eigenen Weg finden, dem Menschheitsverbrechen der Schoa auch in Zukunft zu gedenken – und die richtigen Konsequenzen für künftiges Handeln daraus zu ziehen. Es ist für sie selbst und für den Bestand unserer Demokratie unerlässlich. Wie schief das in den letzten Jahren oft diskutiert worden ist, wie alles mit allem vermengt worden ist, werden wir uns ansehen. Und auch, wie sehr es der jüdischen Gemeinschaft schadet, wenn sich Juden, aus welchen Gründen auch immer, auf die andere Seite schlagen und den Genozid an ihrem eigenen Volk relativieren. Manche bezeichnen diese Menschen als „selbsthassende Juden“. Solche Wertungen werde ich versuchen zu vermeiden. Ich möchte die Leserinnen zum Nachdenken anregen und dazu, sich selbst ein Bild zu machen. Und dann, mittendrin zwischen den Juden und Nichtjuden in Deutschland, stehen Jüdinnen wie die Autorin, die das jüdische Leben gewählt haben. Wie sollen sie mit diesen Fragen umgehen? Kann das Jüdischsein in Deutschland ohne die Schoa gedacht werden? Und wenn nicht, was bedeutet das für deutsche Jüdinnen, die zum Judentum konvertiert sind? Die Diskussion darüber ist, wie oben angedeutet, in manchen Zirkeln vergiftet. Dazu werden wir noch kommen. Ich werde trotz dieser Stimmung von „wir“ und „uns“ sprechen, wenn ich das jüdische Leben meine. Denn ich bin Jüdin. Eine Frau, die als Jüdin aufwacht, zu Bett geht und das Leben zwischendrin als Jüdin lebt. Was ich allerdings nicht bin: eine „Second Generation“-Jüdin. Meine Vorfahren waren keine Opfer des Völkermords der Nationalsozialisten. Und keine Reflexion, keine Trauer, kein Verantwortungsgefühl können mich dazu machen. Der Fakt, dass das Opfersein in Deutschland von einigen – sowohl Juden als auch Konvertiten und Nichtjuden – als Attribut des Jüdischseins angesehen wird, sagt mehr über psychische Befindlichkeiten und diese Gesellschaft aus als über das Judentum. Wir werden sehen, wie geborene Juden

und wie jüdische Menschen, die Hitler entkommen sind, zu deutschen Konvertiten stehen. Wenn sich geborene Jüdinnen in der Bundesrepublik trotz meiner deutlichen Distanzierung von jeder Art einer Opferrolle irritiert fühlen, dass ich mich als Jüdin und nichts anderes definiere, bin ich gerne bereit, darüber zu sprechen. Doch jüdisch gesehen bin ich nach weit über zwanzig Jahren hoffentlich erwachsen und habe aus meiner Sicht das Recht, mir über die Zukunft meiner Lebenswelt zumindest Gedanken zu machen. Und dass ich an dieser Stelle mit anderen Worten wiederholt habe, was ich zuvor bereits gesagt habe, zeigt nur, wie sehr ich mit diesen Fragen kämpfe. Weshalb ich beides stehenlasse.

In dem Buch geht es darum, was auf allen jüdischen Wegen, bei aller Diversität, essenziell ist; was nicht weggedacht werden kann. Was also letztlich die Juden zu Juden macht. Und, damit untrennbar verbunden, wie Jüdinnen und Juden dem Druck der Mehrheitsgesellschaft begegnen, auf bestimmte Weise sein zu sollen. Wie Fremdbilder reflektiert und neue Selbstbilder aus dem jüdischen Denken heraus gestaltet werden können. Wie wir also die Definitionshoheit behalten oder zurückgewinnen. Ich habe es satt, mein Eigenbild als Gegenentwurf zu Stereotypen anderer Bürgerinnen zu entwickeln. Abraham hatte keine Ahnung, was ihn erwartete und wer er werden sollte, als Gott ihn rief. Doch er antwortete „Hineini“: „Hier bin ich.“ Bereit, das Alte zu verlassen und Neues zu beginnen. Er brach – mit dem Zerschmettern der Götzen seines Vaters im wahrsten Sinne des Wortes – mit allem, was ihn ausgemacht hatte. Er und Sara und ihre Nachkommen orientierten sich an ein Wertesystem, das sich über Jahrhunderte aus eigener Kraft modellierte und etablierte und es weiterhin tut. Ein System, das Götzendienst in jeder Form ablehnt, das die Verantwortung den Mitmenschen und der Umwelt gegenüber fest schreibt, und das es als Pflicht und Aufgabe des jüdischen Volkes ansieht, das Leben auf dieser Welt ein bisschen besser zu machen. Es wurde zu einer Ethik, in der Gott präsent ist, doch gleichzeitig angewiesen bleibt auf die Präsenz der Menschen. Immer wieder erinnert Er sie an ihre Aufgabe, während sie ihrerseits Ihn ermahnen, sich selbst und Seinen Werten verpflichtet zu bleiben. „Will der Richter der Welt keine Gerechtigkeit üben?“, ruft Abraham aus, als Gott Sodom zerstören will. Und nachdem

die Israeliten dem goldenen Kalb geopfert und es angebetet haben, will Gott in Zurückgezogenheit Zorn pflegen, um das eigensinnige Volk dann töten zu können. Moses erinnert ihn an das Versprechen, das er Abraham, Isaak und Jakob gegeben habe, nämlich Leben zu gestalten. Gott hört auf ihn. Gott hat das jüdische Volk gewählt, und das jüdische Volk muss ihn immer wieder bewusst neu wählen. Jede Jüdin auf ihre Weise. Mitsamt den Pflichten, die damit verbunden sind. Das ist jüdisch. Diese Haltung, diese „besondere Sicht auf die Welt“, wie ein modern-orthodoxer Rabbiner den Glauben an Gott nennt, stellte vor Tausenden von Jahren etwas völlig Anderes und Neues dar – und tut es auch heute noch. Sie hat ein revolutionäres ethisches Potenzial. Ihr anderer Blick auf die Menschen und auf das Dasein ermöglicht Juden und Jüdinnen, einen Teil zur Gesellschaft beizutragen, den sonst niemand leisten kann.

Gleich zu Anfang meines Buchprojekts lernte ich eine Metapher des wunderbaren Lehrers Avraham Infeld kennen. Er vergleicht die jüdische Identität mit einem fünfbeinigen Tisch. Jedes der Beine ist ein essenzieller Teil der Identität. Infeld nennt sie: Erinnerung. Familie. Berg Sinai. Israel. Hebräisch. Ich würde sie vielleicht etwas anders nennen. Doch sind dies Komponenten, die aus dem jüdischen Leben nicht wegzudenken sind, wie Leo Trepp in *Die Juden* schreibt. Es ist der Bund, den Gott mit den Israeliten am Berg Sinai schließt. Das Volk Israel – für das es auch Begriffe wie Am Jisrael, Klal Jisrael oder Benei Jisrael gibt – fasst Infeld unter „Familie“. Daneben steht das Land. Die Erinnerung hat einen immensen Stellenwert im jüdischen Denken. Statt Hebräisch, wie Infeld es tut, würde ich von „Wissen“ sprechen. Was Infelds Ideen so interessant macht, ist seine These, dass eine Jüdin, solange drei der von ihm gedachten Tischbeine ihre Persönlichkeit tragen, eine stabile jüdische Identität hat. Und mit einem dreibeinigen Tisch hat sie zumindest trotz aller Unterschiede immer etwas, das sie mit anderen Jüdinnen gemeinsam hat.

Wer sind nun die Juden? Eine befriedigende Antwort auf diese Frage kann es angesichts der unüberschaubaren Diversität nicht geben. Es hat sie noch nie gegeben. Das soll und kann auch dieses Buch nicht leisten. In ihm geht es eher darum, richtige Fragen zu finden. Zum Beispiel: Wer wollen wir sein? Was wollen wir tun? Wohin will die jüdische Gemein-

schaft gehen? Wie kann unser Reichtum, wie kann ein lebendiges Judentum weitergetragen werden? Was können wir aus der jüdischen Religion und Kultur nicht wegdenken, um sie lebendig zu erhalten? Für mich ist es in den letzten Jahren wichtig geworden, die Gemeinsamkeiten zwischen den verschiedenen Juden und Jüdinnen zu suchen. Möglichkeiten zu finden, unsere Verbindungen zu stärken und unsere unterschiedlichen Haltungen als etwas anzusehen, das die Gemeinschaft stärkt und nicht spaltet. Was verbindet uns also? Was hält uns als Gemeinschaft seit Jahrtausenden zusammen? Was können wir zusammen anpacken? Wie können wir zusammen beten und feiern? Die Essays in diesem Buch werfen Licht auf Phänomene. Sie erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Was sind die wesentlichen und charakteristischen Werte und Handlungen im Judentum, ohne die es undenkbar ist? Seit langem habe ich mich, vor allem wegen des Drucks von außen – zu einem nicht unwesentlichen Teil von antisemitischen Haltungen getragen –, mit diesen Fragen beschäftigt. Und seit Jahren versuchte ich in meiner ehrenamtlichen Arbeit in San Francisco und neuerdings auch in Berlin, dem Antisemitismus auf verschiedene Weise etwas entgegenzusetzen. Weil ich fühlte, dass die Atmosphäre, die der Antisemitismus in der Gesellschaft für Juden und Jüdinnen schuf, uns einengte, in Rollen presste und vor allem jüdischen Schülerinnen die Luft zum Atmen nahm. Das habe ich immer als eine unmittelbare Bedrohung der jüdischen Identität gesehen. 2020 bekamen die Arbeit und mein Nachdenken eine andere Qualität für mich. Ich war in den neuen Daf-Yomi-Zyklus eingestiegen, der sieben Jahre andauert. Gemeinsam mit anderen lese ich seither jeden Tag eine Seite des Talmuds, was Daf Yomi wörtlich bedeutet – die Seite des Tages. Online, mit verschiedenen Rabbinerinnen und Rabbinern. Rabbiner wie der modern-orthodoxe David Bashevkin geben auch vollkommen unerklärlich erscheinenden Formulierungen und Denkansätzen einen Sinn. Nicht immer teile ich diese Gedanken, doch immer regen sie mich an, weiterzudenken. In dem Daf-Yomi-Podcast „Take One“ des US-amerikanischen *Tablet*-Magazins führt Bashevkin jeweils in einen neuen Traktat – also Abschnitt – ein und beendet ihn ebenfalls. Im August 2020 nahmen wir Abschied vom Traktat Schabbat. Und mich traf das Gebet, das man zum

Abschluss sagt, wie ein Schlag. Es endet mit den Worten: „Wir werden zu dir zurückkehren, Traktat Schabbat, und du kehrst zu uns zurück.“

Das wäre in sieben Jahren gewesen. Ich war damals schwer krank. Zum ersten Mal spürte ich meine Verletzlichkeit, meine Endlichkeit. Und die Traurigkeit darüber hatte in diesem Moment nichts mit dem Sterben an sich zu tun, sondern mit dem Bewusstsein, dass auch mein Jüdischsein, das mir so viel bedeutete, nach meinem Tod verschwunden sein würde. Keine Tochter, kein Sohn würden Kaddisch für mich beten. Niemand würde in dreißig Jahren sagen, „so hat meine Großmutter den Seder immer gemacht“, „das Gebet hat meine Mutter mich gelehrt“. Das Judentum ist eine Kultur der Erinnerungen, die weitergetragen werden. Weitergetragen werden müssen. In jeder Generation erneuert und ergänzt und angereichert. Wo war mein Platz? Als Konvertitin? Als kinderlose Frau? Es dauerte eine Weile an diesem Tag, bis mir klar wurde, dass ich die falschen Fragen stellte. Egozentriert, wie sie waren, brachten sie mich nicht weiter. Außerdem triefen sie vor falschem Selbstmitleid. Denn ich stand ja längst in einer langen Reihe von Menschen, die vieles von dem, was ich praktizierte, schon vor Jahrtausenden praktiziert hatten, die geleitet waren von den gleichen Werten, die mich heute antreiben. Ich war Teil eines Volkes. Einer großen Familie. Menschen würden auch in sieben Jahren den Traktat Schabbat wieder lesen. Vielleicht war ich noch dabei. Und wenn nicht, stünde ich in der Reihe. Ich war vor ihnen gekommen und würde durch mein Zuhören und Nachdenken über die Talmudabschnitte heute einen mikroskopisch kleinen Teil dazu beigetragen haben, dass sie Tora und Talmud in der Zukunft lernten. Das bedeutet „von Generation zu Generation“.

Seit meinem ersten Synagogenbesuch liebte ich das Lied „L'dor v'dor“, „von Generation zu Generation“, das ein Teil der Liturgie ist. Noch heute singe ich es im Auto manchmal für mich selbst. Im Laufe der nächsten Wochen wurde meine gesundheitliche Situation weniger relevant für mich. Dafür rückten die alten Fragen mit neu empfundener Dringlichkeit in den Vordergrund: Was müssen wir bewahren, damit junge Menschen auch in hundert Jahren noch „L'dor v'dor“ singen? Werden kommende Generationen überhaupt noch Wert darauf legen, Tora und Talmud zu lernen und – noch wichtiger – die Halacha zu leben, auf welche Weise



auch immer? Den jüdischen Weg weiterzugehen? Wie erhalten wir die jüdische Identität? Was macht sie aus? Wie finden wir einen Weg, unsere Diversität in einer akzeptierenden Weise zu gestalten? Mit anderen Juden und Jüdinnen zu streiten und sie in ihrer jüdischen Andersartigkeit als bereichernd und nicht als Bedrohung anzusehen? Wie können wir uns auf den verschiedenen jüdischen Straßen immer wieder treffen? Wie kann jede Gruppe und jede Jüdin, jeder Jude dazu beitragen, dass die wesentlichen Inhalte unserer Ethik und Kultur erhalten bleiben? Wie kann jede dazu den ganz eigenen Teil leisten? Und dann: Was ist wesentlich im Judentum? Ich dachte an die Gespräche, die ich mit meinem verstorbenen Mann geführt hatte über die Zukunft des Judentums, über sein Wesen und seine stetige Entwicklung. Seit diesem Tag im August wurde mir die Auseinandersetzung damit auf neue Weise wichtig, auf eine emotionale, und fast würde ich sagen, auf eine bedürftige Weise. Ich brauchte das Gefühl oder besser: das emotionale Wissen und Bewusstsein, dass ich aufgehoben war in der Welt, die in den vergangenen zwanzig Jahren meine geworden war. Die mich ausmachte. Doch dazu musste ich mir selbst einige Dinge klarer machen. In den zehn Jahren ohne meinen Mann hatte ich weiter gelernt, war gewachsen und konnte, so hoffe ich zumindest, eigene Gedanken zu diesen Themen entwickeln. Das war der Beginn dieses Buchs.

Es darf nicht überraschen, dass viele der Reflexionen in diesem Buch von meinem verstorbenen Mann, Rabbiner Leo Trepp z'l, beeinflusst sind. Er hat mich, wenn man so will, jüdisch erzogen, mir Hebräisch beigebracht, mich auf zahlreichen Autofahrten Liturgie und Gebete gelehrt, und er hat mich vertraut gemacht mit jüdischen Denkern, deren Welt mir ohne ihn wahrscheinlich verschlossen geblieben wäre. Sie alle regten mich auf unterschiedliche Weise an, einige wurden zu meinen Vorbildern. Vor allem aber war er mein Vorbild. Das Wichtigste, was ich von ihm lernte, war zu leben, was man lehrt. Er liebte die Ethik des Judentums, und er lebte sie. Menschen waren für ihn Gottes Geschöpfe. Allein deswegen hatten sie ein Recht auf Würde und Respekt. Egal, wer sie waren, woher sie kamen und wie sie aussahen. Hinzu kam sein unabhängiges Denken, das Immer-wieder-in-Frage-Stellen. Auch sich selbst. Fertig waren

seine Gedanken nie. Der Wunsch von Leo Trepp, das Judentum und jüdisches Selbstbewusstsein nach der Schoa zu stärken, war die Kraft, die ihn am stärksten antrieb. Dieser Wunsch leitete seine Gedanken, seine Arbeit und seine rabbinischen Entscheidungen. Es wurde ihm nach der Schoa existenziell wichtig. Sein Leben lang setzte er sich mit Hermann Cohen und Emmanuel Levinas auseinander und mit unzähligen anderen Rabbinern und Philosophen, deren Werke er analysierte, verglich, über die er schrieb und die er für die jüdische Gemeinschaft und seine Studentinnen und Leserinnen fruchtbar zu machen suchte. Mit Rashi und Maimonides, mit Heinrich Graetz und Leopold Zunz, mit Franz Rosenzweig und Martin Buber und später mit Mordecai Kaplan. Und immer wieder mit den Gedanken von Samson Raphael Hirsch, nicht weil er mit dessen Weg in allem einverstanden war – im Gegenteil. Doch Hirsch hatte etwas unternommen, was auch in moderner Zeit nicht an Wichtigkeit verloren hat: Er hatte angestrebt, das Judentum aus sich selbst heraus zu verändern. Es interessierte ihn nicht, was die Außenwelt von den Juden erwartete. Seine Frage war, was jüdische Bürger von sich erwarten sollten. Heute würden wir formulieren: wie sie ihr Jüdischsein authentisch leben konnten, um aus diesem jüdischen Bewusstsein heraus Beiträge für die Menschheit zu leisten. Es erstaunt nicht, dass sich eine junge Jüdin und POC wie Kylie Unell für Hirsch begeistert, weil er sie als „vollständige Jüdin, als ganzen Menschen“ anspricht, und nicht als Jüdin „mit einer fragmentierten Anhäufung verschiedener Identitäten“. Wenn der Jisrael-Mensch, wie er ihn anstrebte, den Mitzwot in allen seinen Alltagsbetätigungen folgte und sich an der jüdischen Ethik orientierte, werde die Umwelt die Größe und den Wert des Judentums ohnehin erkennen, so hoffte Hirsch. Assimilation war also in keiner Weise erforderlich. Integration schon. Es sollte sich schnell herausstellen, dass es die Umwelt wenig interessierte, an welchen Werten sich die Juden orientierten. Es interessiert sie immer noch nur sporadisch. Die Frage, inwieweit die Mehrheitsgesellschaft das Denken und Handeln der jüdischen Gemeinschaft beeinflusst, ist relevanter denn je. Und noch mehr, was Jüdinnen und Juden dem entgegensetzen.

„Jüdisches Selbstbewusstsein“, war die Antwort von Leo Trepp. Oftmals benutzte er das heute verschmähte Wort „Stolz“. Wie solle er nicht

stolz sein darauf, dass sein Volk der Menschheit die wichtigste soziale Neuerung, den Schabbat, den Tag der Ruhe, gegeben habe, fragte er. Den „Beginn der sozialen Gesetzgebung“, wie er es nannte. Einmal, als wir uns wegen eines Termins wirklich beeilen mussten und er erst einmal beten und Tefillin legen wollte, fragte ich ihn, warum das eigentlich so wichtig für ihn sei. Weil er sich einmal am Tag bewusst machen wolle und müsse, als was er in diese Welt gehe, erwiderte er, wie er sie betrachte – „als Jude“. Bis zu seinem Tod, zuletzt mit großer Mühe, hat er die Gebetsriemen angelegt. Er sah die Welt mit jüdischen Augen und war angeregt von jeder Diskussion mit einem Menschen, der sie anders sah. Der jüdische Weg war sein Weg. Für andere gab es andere Wege. Auch diese Haltung, so hatte ich schon am Anfang von ihm gelernt, ist fest im Judentum verankert. Es missioniert nicht. Es muss nicht missionieren, denn es erkennt alle ethischen Lebensführungen als heilbringend an. Für die Juden allerdings, auch das machte Leo Trepp unmissverständlich klar, konnte es nur einen Weg geben. Oder besser: einen der ungezählten jüdischen Wege, die sich im Judentum auftun.

Dieses Buch besteht aus zwölf Teilen, von denen die meisten aus einer persönlichen Perspektive geschrieben sind. Diese Zahl war mehr oder minder Zufall, wobei wir die Macht unseres Unterbewusstseins nie unterschätzen sollten. Zwölf Stämme wanderten durch die Wüste. Gemeinsam entschieden sie, Gottes Wort „zu tun und zu hören“. Die Israeliten waren Söhne und Töchter von Frauen, die aus allen möglichen Stämmen und allen Teilen der Gesellschaft stammten. Sie waren von Beginn an vollkommen unterschiedlich. Doch sie waren sich einig, dass die Ethik und Regeln dieses neuen Gottes, der sie gewählt hatte und den sie gewählt hatten, eine Bedeutung für sie haben, dass sie sich von ihnen und von ihrem Gott leiten lassen würden. Seither versuchen ihre Nachkommen und alle, die im Laufe der Jahrtausende dazugekommen sind, die besten Wege dafür zu finden. Ich weiß nicht, was tatsächlich die besten Wege sein könnten, allein schon deshalb, weil ich bei jeder neuen Möglichkeit entdecke, um welche Ecken wir noch biegen könnten, um inklusiver zu sein, besser zu lernen und genauer herauszufinden, was zukünftige Generationen brauchen. Doch eines ist mir klar geworden: Ohne Tora,

ohne jüdisches Wissen, wird es auf Dauer keine Zukunft geben. Bei allen Fragen, die wir erörtern, wird dieser Aspekt eine Rolle spielen. Egal, ob es um Konvertitinnen, Kostümjuden oder koschere und nicht so koschere Rabbiner geht. Wer ist Jude? Wer ist Jüdin? Der modern-orthodoxe Rabbiner Jeremy Rosen beschreibt als einen Juden jemand, „dessen Wirken sich dem Überleben des jüdischen Volkes verschrieben hat“. Ähnlich drückt es Leo Trepp aus, wenn er schreibt, am ehesten lasse sich ein Jude „vielleicht als ein Mensch definieren, der sich selbst für einen Juden hält, weil er sich dem jüdischen Volk auf Gedeih und Verderb zugehörig fühlt“. Wie das aussieht? Einige Ideen dazu sollte dieses Buch liefern.

Dann kam der 7. Oktober 2023, und am Ende ist es ein anderes Buch geworden als gedacht. Dutzende Seiten flogen heraus. Wenn ich jemals gefühlt habe, was der unter Journalisten häufig benutzte Redigier-Slogan „Kill your darlings“ wirklich bedeutet, dann hier. Es schmerzte. Doch neue Gedanken mussten ihren Platz finden. Drei Kapitel sind neu geschrieben. Das Pogrom der Hamas in Israel an diesem Schabbat hat die jüdische Welt verändert. Vieles wird nie mehr so sein wie vorher. Niemals nach der Schoa sind so viele Jüdinnen und Juden an einem Tag ermordet worden. Das Massaker und die Reaktionen darauf haben den Juden und Jüdinnen weltweit nicht nur gezeigt, wie allein sie manchmal sind, sondern auch, wie stark die Gemeinschaft sein kann. Nun sind es also andere Essays geworden, mehr oder weniger persönlich geschrieben. Ohne meine eigenen Erfahrungen kann ich vieles nicht erzählen. In den ersten Essays geht es weiterhin um das, was das Judentum seit Jahrtausenden ausgemacht und zusammengehalten hat: Gott, Tora, Volk, Sinai – der Bund zwischen Gott und Juden – und das Land. In den weiteren Auseinandersetzungen beschäftigen wir uns reflektierend mit Fragen, die wir in dieser Einleitung angesprochen haben. Ich genere nicht gern, sondern verwende abwechselnd beide Formen – männlich und weiblich. Stets ist das andere Geschlecht und sind weitere Geschlechter mitgedacht.

Immer wieder habe ich über Punkte des Manuskripts mit Freunden und Freundinnen gesprochen – und manchmal gestritten. Es hat mir geholfen. Besonders danke ich meinem Freund, Rabbiner Walter Rothschild, mit dem ich viel und gern streite, und der jedes Kapitel gelesen und

auf Fehler oder Widersprüche hingewiesen hat. Ein großer Dank gilt ebenfalls Philipp Hartmann, der das Projekt mit großer Sorgfalt und viel Geduld begleitet hat. In Gesprächen mit beiden haben sich einige Gedanken noch einmal präzisiert, sind Zusammenhänge klarer geworden. Mein Partner Kenneth Marcus hat sich geduldig meine Ausführungen über das halachische Problem des Tages angehört, engagiert die israelische Politik diskutiert und mir mit seinen Fragen und Anmerkungen geholfen, meine Gedanken zu schärfen. Meinem verstorbenen Mann, Rabbiner Leo Trepp, verdanke ich unendlich viel. Es gibt keinen Tag, an dem er nicht in meinem Leben ist. Sein Vermächtnis spornt mich an, die Gedanken an ihn inspirieren mich. Es ist das persönlichste Buch, das ich bisher geschrieben habe, denn ich musste es auch für mich selbst schreiben. Und ich kann es nur schreiben, wenn ich mich selbst einbringe. Und damit ihn, dem ich es in liebevoller Erinnerung widme.

*Gunda Trepp, San Francisco*